

Reisebericht Uganda/Kasambya

Schon, wenn man sich Uganda aus der Luft nähert, erahnt man die Schönheit dieses Landes. Rotbraune Straßen heben sich deutlich ab von dem satten Grün der sanft hügeligen Landschaft und den Seen. Meine Neugierde steigt und dann betrete ich endlich zum ersten Mal in meinem Leben ugandischen Boden. Der Flughafen von Entebbe ist klein und überschaubar - die wenigen Schritte vom Flieger zum Flughafengebäude legt man zu Fuß zurück. Zu meiner Überraschung warten Father Charles und Father John-Paul hier schon auf mich. Eine Freundin, die in der Security-Abteilung des Flughafens arbeitet, hat es ihnen ermöglicht, mich bereits hier zu begrüßen. In Uganda scheint fast alles möglich. Nach Erledigung aller Formalitäten (Visum, Kofferbeschaffung, etc) kann mein Abenteuer Uganda beginnen. Zuerst geht es in Richtung Kampala, wo ich in einem kleinen Lokal meine ersten Erfahrungen mit der ugandischen Küche mache. Hühnchen, Matooke, Reis und Süßkartoffeln. Sehr lecker, für meinen Geschmack hätte es ein wenig mehr Gemüse sein können. Das ugandische Bier schmeckt auch und ist sogar kalt.

Wir sind ein wenig in Eile, da wir an diesem Abend noch Mityana erreichen wollen. Dort übernachteten wir im neuen Haus von Father John-Paul. Eigentlich ist es noch nicht ganz fertig, aber die Schlafräume und Sanitäreanlagen sind bereits in passablem Zustand. John-Paul erklärt mir, dass man hier immer weiterbaut, sobald man wieder zu Geld kommt, und so wird er nach und nach alle Räume fertig stellen lassen. Zum Abendessen gibt es wieder Fleisch, Matooke, Reis und Kartoffeln und ich bin über meinen eigenen Appetit erstaunt. Noch ein Bier und dann ab ins Bett. Ich bin müde, habe ich doch seit fast zwei Tagen nicht richtig geschlafen. Nach anfänglichem Kampf mit dem Moskitonetz schlafe ich tief und gut.

Als ich am nächsten Morgen aufwache, ist mir kalt. Die Nächte in Uganda scheinen doch recht frisch zu sein. Immerhin befinden wir uns auf einer Höhe von circa 1.100 Metern über NN. Also erst einmal unter die Dusche. Brrr, ist das kalt!!! Man hat mir zwar eine Schüssel mit kochend heißem Wasser bereit gestellt, doch so recht weiß ich nichts damit anzufangen, außer ein wenig von dem kalten Wasser hinzuzumischen, um irgendwie meine Haare zu waschen. Zum Frühstück gibt es – welch eine Überraschung – Fleisch, Kartoffeln und Matooke. So sehr, wie ich diese Mahlzeiten am Vortag geschätzt habe – am Morgen ist das doch sehr gewöhnungsbedürftig. So begnüge ich mich mit einer (staubtrockenen) Scheibe Weißbrot bestrichen mit Margarine und Orangenmarmelade, während Charles und John-Paul ihre warme Mahlzeit sichtlich genießen. Ein Highlight allerdings ist das Obst, das anschließend gereicht wird - Mango, Papaya, Ananas und Bananen – ein völlig neues Geschmackserlebnis, tausendmal besser als die Früchte, die in Deutschland angeboten werden, kommen diese hier doch frisch und reif direkt vom Baum.

An diesem Morgen zeigt mir Father John-Paul sein ganz persönliches Projekt. Gemeinsam mit seinen Geschwistern hat er im Andenken an seine verstorbene Mutter in seinem ehemaligen Elternhaus im Jahr 2005 eine Schule für taubstumme Kinder eingerichtet. In Uganda werden behinderte Kinder häufig von der Familie ausgegrenzt, und sie sind auch gesellschaftlich nicht anerkannt. Im Falle der taubstummen Kinder kommt hinzu, dass die Kommunikation erschwert ist. Das Ziel von Father John-Paul ist es, mit seiner Schule den Kindern eine Ausbildung zu ermöglichen und sie somit zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft zu machen. Leider platzt diese Schule bereits jetzt aus allen Nähten. Nach dem Start mit 16 Kindern zählt die Schule jetzt 69 Kinder. Die Kapazitäten sind mehr als erschöpft. In den Schlafräumen bietet sich mir ein Bild des Grauens. Drei Kinder teilen sich je ein Bett und es stinkt entsetzlich. Im Hof befindet sich die Küche der Schule. Dort wird

gerade das Mittagessen vorbereitet. Es gibt Posho – Maisbrei. Die geringe Menge erstaunt mich, und Julius, der Schulleiter, erklärt mir, das mal wieder das Geld ausgegangen ist, um für ausreichende Mahlzeiten zu sorgen und dass er nicht weiß, was es wohl morgen zu essen geben wird. Zum ersten Mal lerne ich hier das wahre Gesicht Ugandas kennen.

Anschließend erkunden wir Mityana und schon wieder bin ich erschüttert. Da Mityana eine größere Stadt ist, hatte ich mir vorgestellt, dass es hier eine Art Zentrum gibt mit einer gewissen Infrastruktur. Was ich sehe, ist jedoch nur eine Ansammlung von zumeist zweigeschossigen Hütten, in deren Untergeschossen sich Ladenzeilen befinden. Auf dem Markt kaufen wir einige Lebensmittel. Father Charles und ich werden heute noch weiter in sein Heimatdorf Kasambya reisen und er möchte nicht mit leeren Händen nach Hause kommen. Ich bin jedoch mit meinen Gedanken noch ganz woanders. Das, was ich heute Morgen gesehen habe, geht mir nicht aus dem Kopf. Ich frage Father Charles, was es wohl kostet, die Schule zumindest für den Rest der Woche mit Nahrung zu versorgen. Wir kehren zur Schule zurück und ich gebe Julius 60.000 ugandische Schilling (das sind umgerechnet etwa 20,-- €). Dieser Betrag ist ausreichend, um die Schule für eine Woche mit Lebensmitteln zu versorgen. Unglaublich!

Danach haben wir einen Termin bei der District-Verwaltung. Es geht um die Registrierung unseres Vereins in Uganda. Die Registrierung ist nötig, damit wir in Uganda als Verein anerkannt werden und endlich ein eigenes Konto eröffnen können. Peter Hurrelmann hatte bei seinem Besuch vorgearbeitet und gemeinsam mit Father Charles alle Papiere für die Registrierung vorbereitet. Eigentlich geht es nur noch um eine Unterschrift. Eigentlich – aber als Father Charles und ich zum vereinbarten Termin bei der zuständigen Dame erscheinen, erklärt sie uns, dass sie nicht in der Lage war, das Dokument auszudrucken, da ihr Drucker gerade streikt. Sie bittet uns, in den nächsten Tagen wiederzukommen.

In der Zwischenzeit erreicht uns ein Anruf aus Kasambya. Dort wartet man schon auf uns. Eigentlich sollte die Welcome-Party am kommenden Tag statt finden, aber irgendwie ist in der Kommunikation etwas schief gelaufen. Umgehend machen wir uns auf den Weg. Zum ersten Mal verlassen wir befestigte Straßen und fortan bewegen wir uns auf Feldwegen, die mehr schlecht als recht befahrbar sind. Gott sei dank ist Father Charles' Auto allen Gegebenheiten gewachsen.

Die von weitem hörbaren Trommeln steigern meine Vorfreude und Erwartungen. Endlich werde ich mit eigenen Augen sehen können, wofür ich mich seit fast drei Jahren engagiere. Schwer zu beschreiben, was ich in diesem Moment fühle. Es werden Reden gehalten, es wird gemeinsam getanzt, gegessen und gelacht. Leider spricht fast keiner Englisch, so dass immer jemand übersetzen muss. Ich bin froh, dass ich einige Phrasen in Luganda gelernt habe. Die Leute sind begeistert, dass ich mich – zumindest begrenzt – in ihrer Sprache ausdrücken kann. Die Herzlichkeit der Menschen ist unglaublich, sodass ich mich gleich heimisch fühle.

Am Abend lerne ich dann wieder die Schattenseiten des einfachen Lebens kennen. Der Generator, der das Haus von Father Charles' Familie mit Strom versorgen soll, ist kaputt. Im Klartext heißt das: Es gibt kein Licht (und ab 19.00 Uhr ist es in Uganda stockfinster!) und kein Wasser zum Duschen, da der Generator auch die Pumpe für die Dusche antreibt. Es wird eifrig gebastelt und geschraubt, alle packen mit an, und schlussendlich läuft der Generator dann doch wieder.

Beim Frühstück am nächsten Morgen halte ich mich an Brot und Obst. Die warmen Mahlzeiten am Morgen sind wirklich nicht mein Ding. Dieses Mal gibt es auch ein

Frühstücksei. Ich kann mich nicht erinnern, jemals einen solch kräftig gelben Eidotter gesehen zu haben. Vielleicht ist es nur Einbildung, aber das Ei scheint auch mehr Geschmack zu haben. Es kommt ja schließlich von glücklichen freilaufenden Hühnern.

Frisch gestärkt machen Father Charles und ich uns auf den Weg ins Dorf. Wir treffen den Second Chairman der Hand-in-Hand-Gruppe von Kasambya. Er wird uns zu den Familien begleiten.

Überall werden wir freundlich willkommen geheißen. Unterwegs entdecken wir sogar eine neue Hütte, die bisher nicht auf unserem Plan verzeichnet war. Dort lebt ein älterer Mann, der das Dorf vor etlicher Zeit verlassen hatte und nun zurück gekehrt ist. Seine Behausung gleicht eher einem Stall und die Umstände, unter denen er lebt, schockieren mich. Er erklärt mir, dass er im Krieg von Soldaten so schwer misshandelt worden ist, dass er seitdem schwerstbehindert ist und nicht mehr in der Lage ist, sich selbst ausreichend zu versorgen. Dennoch schafft er es irgendwie zu überleben.

Irgendwie schafft es hier jeder zu überleben – diesen Eindruck habe ich bei den meisten Familien. Jede Familie hat ein mehr oder weniger großes Stück Land, das sie hauptsächlich zum Eigenbedarf bewirtschaftet. Einige Bessersituierte besitzen auch ein Schwein, oder eine Kuh, eine Ziege oder Hühner. Allerdings sehen diese Tiere häufig sehr abgemagert aus. Viele Menschen haben durchaus konkrete Ideen, wie sie ihre Situation verbessern können und was sie verbessern möchten. An oberster Stelle steht erstaunlicherweise die Schulbildung für die Kinder. Daher sind fast alle von der Idee begeistert, eine Schule zu bauen und bereit, wie von uns vorgeschlagen, durch die Herstellung von Ziegeln einen individuellen Beitrag dazu zu leisten. Zur Mittagszeit sind wir bei Deziranta Nakiwala zum Essen eingeladen. Sie besitzt den einzigen Laden in Kasambya und verkauft Dinge wie Seife, Paraffin, Fahrradzubehör, Grundnahrungsmittel, Batterien, Airtime – sprich eigentlich alles, was man im Dorf zum Leben benötigt und sich von dem wenigen Einkommen, das man hat, vielleicht leisten kann.

Am Nachmittag fahren wir nach Naluggi und besuchen die dortige Secondary School. Die Schulleiterin Justine zeigt uns das Gelände und die Schulgebäude. Die Kinder tanzen und singen für mich, was mich wahrlich beeindruckt. Anschließend erzähle ich den Kindern ein wenig vom Leben in Deutschland und werde mit Fragen bombardiert. Ich komme aus einer für sie völlig fremden Welt und verstehe nur zu gut, dass sie sich trotz meiner Erzählungen das Leben in Deutschland überhaupt nicht vorstellen können. Zum Abschied bekomme ich Geschenke: Avocados, Bananen, Mais, Mangos, Eier, vielfach liebevoll verpackt. Ich habe diesen Nachmittag wirklich genossen und doch müssen wir weiter zu den Priestern und zur Gesundheitsstation. Die leitende Schwester Christine treffen wir leider nicht an, dafür aber Claudia, eine Italienerin, die für drei Monate bei den Priestern lebt und im Auftrag einer italienischen Entwicklungshilfeorganisation unter anderem den Neubau der Gesundheitsstation in Naluggi überwacht und zudem als ausgebildete Krankenschwester Schwester Christine zur Hand geht. Dass diese italienische Organisation in Naluggi tätig ist, haben wir erst vor kurzem erfahren. Im Gespräch mit Claudia versuchen wir zu sondieren, auf welchen Gebieten wir zusammenarbeiten können. Der Neubau inklusive Stromversorgung ist bereits gesichert. Dringend benötigt wird Unterstützung in Bezug auf die Ausstattung mit Krankenbetten, medizinischen Geräten und Medikamenten. Außerdem müssten die Altbauten modernisiert werden. Wir tauschen Adressen aus und werden uns gegenseitig auf dem Laufenden halten.

Auch der nächste Vormittag steht wieder ganz im Zeichen der Besuche in den Familien. Immer wieder bin ich überrascht über die hohe Motivation der Menschen, über ihre Ideen, über die ganz persönlichen Fortschritte, die sie nach der, von uns organisierten Schulung in

Masaka und durch die persönliche Betreuung unseres Lehrers Julius bereits gemacht haben. Wir kommen zeitlich in Verzug, als wir noch einen Abstecher zur Schule in Kasambya machen. Die Schüler dort befinden sich mitten in Semesterabschlussarbeiten. Das hält sie und die Lehrer jedoch nicht davon ab, ihre Arbeit zwischendurch mal eben für ein paar Fotos und Shake-Hands zu unterbrechen. Hier treffe ich auch einige unserer Patenkinder, für die ich Geschenke ihrer Paten mitgebracht habe.

Nach dem Essen geht es nach weiter nach Mityana. Dort haben wir eine Verabredung mit der Dame vom Registration-Office. Und wieder erleben wir eine Niederlage. Dieses Mal erzählt sie uns, dass das komplette bereits mehrfach modifizierte Dokument nicht mehr vorhanden ist. Sie bittet Father Charles darum, ihr baldmöglichst nochmals die Änderungen per E-Mail zukommen zu lassen, damit sie möglichst rasch den Vorgang abschließen kann. Ich bin sprachlos. Father Charles bemerkt meine Frustration und sagt: „Nun siehst Du, wie die Dinge hier in Uganda laufen!“

Am nächsten Morgen fahren wir nochmals nach Naluggi, da ich noch keine Gelegenheit hatte, Schwester Christine kennenzulernen. Als wir an der Krankenstation eintreffen, befindet sie sich gemeinsam mit Claudia mitten in der Untersuchung zweier Kinder, aber sie bittet uns dennoch einzutreten. Die beiden Kinder sind Vollwaisen und Schwester Christine hat Ihnen gerade Blut abgenommen, um einen Aidstest zu machen. Der Aidstest funktioniert ähnlich wie ein Schwangerschaftstest und gemeinsam warten wir auf das Ergebnis, das nach wenigen Minuten sichtbar wird: Beide Kinder sind HIV-positiv. Ich muss mich kurz sammeln, um meine Fassung nicht zu verlieren, Claudia kann offensichtlich meine Gedanken lesen und murmelt auf Italienisch „Povera Africa, povera Africa... elendes Afrika“.

Freud und Leid liegen nah beieinander in diesem Land und viel Zeit über das soeben Erlebte nachzudenken bleibt mir nicht, werden wir in Kasambya doch bereits zur Abschiedsfeier erwartet. Es gibt ein richtiges Protokoll, in dem genau festgelegt ist, in welcher Reihenfolge wer wann eine Rede hält, wann getanzt und wann gegessen wird. Alle Ansprachen werden ausnahmslos in Luganda gehalten, aber für mich wird freundlicherweise alles ins Englische übersetzt. Auch ich bemühe mich, einige wenige Worte in Luganda an die Menschen zu richten, und oh Wunder – man hat mich offensichtlich sogar verstanden, obwohl die Intonation recht schwierig ist. Dennoch ziehe ich es vor, den Rest meiner Ansprache in Englisch fortzusetzen. Nach dem Essen bekomme ich schon wieder Geschenke überreicht. Ich bin fast beschämt, habe ich doch in den vergangenen Tagen auf meinen Rundgängen gesehen, dass die Menschen oft nur das Allernötigste zum Leben haben und zeitweise sogar hungern. Diese Geschenke sind für mich ein Zeichen der Akzeptanz und des Vertrauens, das diese Menschen in uns haben. Sie sind ein Zeichen des Entgegenkommens und des Willens mit uns „Hand in Hand“ zusammen das Projekt in Angriff zu nehmen. Meine ganz persönlichen Erfahrungen in Kasambya haben mich darin bestätigt und bestärkt, dass der Weg, den wir gemeinsam beschritten haben, der richtige ist und zum Erfolg führen kann.